

Pestalozzis Lienhard und Gertrud als Dichtung betrachtet (Schluss)

Autor(en): **Götzinger**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Pestalozziblätter**

Band (Jahr): **2 (1881)**

Heft 6

PDF erstellt am: **21.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-917712>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Pestalozzi-Blätter.

Herausgegeben von der Kommission für das Pestalozzi-Stübchen
der
Schweiz. permanenten Schulausstellung in Zürich.

II. Jahrgang.

No. 6.

Dezember 1881.

Inhalt: Pestalozzi's Lienhard und Gertrud als Dichtung betrachtet. Von Dr. Götzinger in St. Gallen. (Schluss.) — Persönliche und Familien-erinnerungen an Pestalozzi. — Verdankung. — Abonnements auf die »Pestalozzi-Blätter«.

Pestalozzis Lienhard und Gertrud als Dichtung betrachtet.

Von Dr. Götzinger in St. Gallen.

(Schluss.)

Auch darin also stimmt Lienhard und Gertrud mit den Ansichten der Genieperiode, dass sie in ihrer wahrhaft poetischen Betonung des dramatischen Seelenlebens die Disposition der dramatischen Handlung vernachlässigte; die Frucht dieser Methode sind lebensvolle Menschen, wahre Naturpflanzen, Kinder der Welt im Bösen und Guten. Der Mangel, der dabei dem Drama anhängt, kommt natürlich der Erzählung weniger zu, weil sie einer konzentrirten dramatischen Handlung nicht bedarf; er ist aber dennoch auch in unserer Dichtung fühlbar.

So ist denn also, um wieder auf die Bahn der Analyse zurückzukommen, der Vogt die handelnde Triebfeder der Erzählung, aber die Exposition setzt mit einer stillen Szene in der Stube des Maurers Lienhard ein. Es ist Mittwoch Abend vor Ostern, Gertrud allein mit ihren Kindern zu Hause. Da ihr Mann auch gar zu lang nicht heimkommt, ist ihr Schmerz zu mächtig und die Kinder bemerken ihre Thränen. »Ach Mutter, du weinest,« riefen sie und drängten sich enger an ihren Schoss. Banges Schluchzen, tiefes niedergeschlagenes Staunen und stille Thränen umringten die Mutter und selbst der Säugling auf dem Arme verrieth ein bisher ihm fremdes Schmerzgefühl. Sein erster Ausdruck von Sorge und Angst — sein starres Auge, das zum erstenmale ohne Lächeln hart und steif und bang nach ihr blickte — alles dieses brach ihr gänzlich das Herz. Ihre Klagen brachen jetzt in lautem Schreien aus, und alle Kinder und der Säugling weinten mit der Mutter, und es war ein entsetzliches Jammergeschrei — als eben Lienhard die Thüre eröffnete — Herr Jesus, was ist das? Die

Mutter, die Kinder sahen ihn, und der laute Ausbruch der Klage verlor sich. — O Mutter, der Vater ist da! riefen die Kinder aus einem Munde; und selbst der Säugling weinte nicht mehr. — Lienhard bekennt seiner Frau, dass er an Hummel, den Vogt, 30 Gulden schuldig sei; dadurch sei er gezwungen, so ungern er es thue, immer wieder beim Vogt, der zugleich das obrigkeitliche Wirthshaus besitzt, einzukehren. Gertrud gibt den Rath, er möchte zu Arner, dem Landesvater gehen, er würde Rath und Schutz gewähren gegen den Mann. — O Gertrud, ich darf nicht! Darfst du's, ach Gott! Gertrud, ach Gott! Darfst du's, so gehe schnell hin zu Arner und sag ihm alles.

Ja, ich will gehen, sagte Gertrud — und schief keine Stunde in der Nacht — aber sie betete in der schlaflosen Nacht — und ward immer stärker und entschlossener, zu gehen zu Arner, dem Herren des Ortes. Und am frühen Morgen nahm sie den Säugling, der wie eine Rose blüdete, und ging zwei Stunden weit zum Schlosse des Junkers. Dieser, ein junger Mann, der vor Kurzem nach dem Tode des schwach und alt gewordenen Grossvaters — der Vater war frühe gestorben — die kleine Herrschaft angetreten hatte, und dem die Sittsamkeit und Bescheidenheit der Kinder Gertruds schon öfters aufgefallen war, gibt Trost, Hilfe, Rath, und verspricht, morgen in das Dorf zu kommen; er sehnte sich nach dem kommenden Morgen — eine That zu thun — wie er tausende that, um seinem Dasein einen Werth zu geben. Gertrud aber machte in der Freude ihres Herzens ihrem Manne ein Abendessen, das er liebte, und sie freuten sich beide des kommenden Morgens, der Hilfe Arnerns und der Güte ihres Vaters.

Noch an demselben Abend, als der Vogt ans Schloss kam, nach den Befehlen seines Herrn zu fragen, kündigte ihm dieser kurz an, er gedenke morgen nach Bonnal zu kommen, um den Bau der Kirchen einmal in Ordnung zu haben, und er habe im Sinne, dem Maurer Lienhard dieses Verdienst zuzuwenden. Der Vogt ahnt zum ersten Mal Schlimmes. Er kehrt sofort bei Lienhard ein, wird aber von der muthigen Frau nachdrücklich für seine spöttischen Reden bestraft. Er empfindet, dass etwas vorgefallen sein müsse, das dieses Weib so kühn macht. Noch spät gegen Mitternacht sendet er zu zweien von Lienhards Nachbarn, dass sie des Augenblicks zu ihm kämen, es sind beides Leute, die schweres Unrecht und Vergehen auf dem Gewissen haben, von ihnen erfährt er, dass Gertrud heute bei Arner gewesen sei, ein Kind hatte es am Brunnen ausgeschwatzt. Der Vogt schwört Rache.

Am Morgen kommt Arner auf den Kirchhof und viel Volk aus dem Dorfe sammelt sich um ihn her, den guten Herrn zu sehn. Der Vogt will sie fortschicken, wird aber von Arner daran verhindert. Er lässt Lienhard rufen, doch da dieser eben ins obere Dorf gegangen, kehrt der Bote mit Gertrud zurück. Der Vogt wurde todtblass. Arner theilt Gertrud seinen Entschluss mit, ihrem Manne den Kirchenbau zu überlassen. Gertrud steht eine Weile sprachlos da und darf vor so viel Volk fast nicht reden, dann sagt sie: Gnädiger Herr, die Kirche ist so nahe am Wirthshaus!

Alles Volk fängt an zu lachen. Arner aber verlangt nähere Auskunft und erhält sie von ihr und zwei alten Männern, die bestätigen, dass im Wirthshaus des Vogtes die Leute zum Bösen verführt und hart gedrückt werden. Arner deutet an, er habe schon längst gedacht, dass kein Vogt Wirth sein sollte, doch wolle er das bis Montag verschieben.

Das etwa wäre die Exposition des dramatisch angelegten Epos. Die Handlung ist eingefädelt, ihre Träger sind uns vorgeführt. Es kann weiter gehen.

Vorläufig handelt nun der Vogt. So niedergeschlagen er am ersten Tag zur späten Ruhe gegangen, so frech erwacht er am folgenden. Er singt und pfeift unter dem Fenster, auf dass man glaube, er sei wegen dem, so gestern vorgefallen war, ganz unbesorgt. Da es Samstag ist, an welchem Tag die Bauern sich scheren lassen, beschliesst er, in der Stube des Scherers seine Gegenarbeit einzufädeln. »Füll mir die Saublater mit Tabak«, sagt er zur Frau, »aber nicht von meinem, nur vom Stinker, er ist gut für die Bursche. Und wenn des Scherers Bub Wein holt, so gieb ihm vom dreimal geschwefelten und thu in jede Mass ein halb Glas Brennts. Wenn ich La Cote fordern lasse, so bring mir selber vom gelbgesottenen Wasser.« Beim Scherer thut er sonderbar freundlich, schickt auch bald den Bub, um drei Flaschen Wein zu holen, vom guten. Der Wein thut bald seine Wirkung, auch der Stinktabak, sie loben alle den Vogt und schimpfen auf Lienhard. Der Vogt, der für sich seinen La Cote trinkt, fängt an, das alte Recht des Dorfes zu vertheidigen, das Wirthshausrecht, er spielt darauf an, der Gerichtsherr habe im Sinne, das Wirthsrecht ins Schloss zu ziehen, damit er da die Mass Wein für einen Dukaten verkaufe. Ja ja, wenn wir's leiden, sagten die Bauern und lärmten, sofften und drohten, bis einer, seiner selbst nicht mehr mächtig, des Vogts Wasserkrug mit dem La Cote umschlägt; so schnell der Vogt bei der Hand ist, den Wein

aufzuwischen, des Scherers Hund ist noch schneller und — lappt das verschüttete Wasser vom Boden. »Wunder und Zeichen«, ruft der Scherer, »seit wann saufen die Hunde Wein?« Das wirkt, einige merken auch des Getränkes Art, das der Vogt ihnen aufgestellt, im Kopf, und der Vogt sieht sich gezwungen, die Stube zu verlassen; nur die schlimmsten folgen ihm auf seinen Wink in sein Wirthshaus.

Wir haben die erste Szene des zweiten Actes hinter uns. In der zweiten Szene überredet der Vogt bei ihm zu Hause den Maurer Joseph, Lienhards ältesten Gesellen, dass er gegen 8 Thaler vom Vogt die Steine zur Kirchenmauer aus dem Schwendibruch nehme — sie faulen in 6 Jahren — und sodann in den Mauerbestich ein Säckchen voll Zeugs mische, der Vogt hat's aus der Apotheke, und es soll den Bestich so hart wie Eisen machen. Der Geselle merkt zwar Unrath, doch sagt er vorläufig, durch Speise und Trank bewogen, seine Hilfe an dem Schelmenwerk zu.

Die Szene verändert sich zur dritten, der Dichter führt uns aus dem Hause des Lasters dahin, wo der Segen Gottes waltet, zu Lienhard und Gertrud.

Gertrud hatte mit der Samstagsarbeit geeilt, die Kinder gekämmt, ihnen die Haare geflochten, die Kleider durchgesehen, die kleine Stube gereinigt und während der Arbeit ihre Lieben ein Lied gelehrt. Da der Vater jetzt heim kam, sangen es Mutter und Kinder zum Gruss.

Der du von dem Himmel bist,
Kummer, Leid und Schmerzen stillest,
Den, der doppelt elend ist,
Doppelt mit Erquickung füllest.
Ach! ich bin des Umtriebs müde,
Bangen Schmerzens, wilder Lust,
Süsser Friede!
Komm, ach komm in meine Brust.

Lienhard erzählt ausführlich, wie gut es ihm bei Arner heute gegangen sei, wie er die 30 Thaler erhalten, und wie er unter den armen Hausvätern diejenigen habe nennen müssen, welche die Verdienstlosesten seien und am meisten unerzogene Kinder hätten. Diese habe Arner als Tagelöhner am Kirchenbau angenommen und gebe jedem täglich 25 kr.

Eine neue Gruppe von Szenen ergeben sich durch den Befehl, den der Vogt aus dem Schlosse erhält, dass er sofort den 10 Leuten mündlich Anzeige von ihrer Anstellung als Tagelöhner zu machen habe. Auch hier Unrath zu mischen, beschliesst er, diesen Männern

den Rath zu geben, sie möchten am Montag Morgen ins Schloss kommen, um zu danken. Wenn sie dann da ankommen werden, zerrissen wie Hergeloffene, ohne Schuhe und Hut: es sollte ihn, den Vogt, Wunder nehmen, ob es dann nichts geben wird, das ihm in seinen Kram dient. Voll der höchsten dramatischen Lebendigkeit und der feinsten Charakteristik sind diese Szenen, wenn sie gleich mit der Einheit des Ortes nichts zu thun haben; doch ist eine darunter, die erste, die sich zu einer geschlossenen Episode abrundet, unnachahmlich reich an Anschauung und Empfindung, rührend wie Weniges aus dem so empfindungsreichen Jahrhundert, und der Friede Gottes lebt darin. Pestalozzi hat die Szene überschrieben: *Zieht den Hut ab! Kinder! es folgt ein Sterbebett.*

Der Hübelrudi ist's, dem der Vogt seine Anstellung zuerst ansagen will; er geht nicht gern und da will er's so schnell wie möglich abmachen. Denn der Hübelrudi war einst in bessern Umständen, aber der Vogt hatte ihm gegen Recht und Gerechtigkeit seine Matte abgerechttigt, dass er arm geworden war und lässig und elend, und seine Frau war vor drei Monaten aus Kummer unter den Boden gekommen. Er sass eben bei seinen vier Kindern, und jetzt lag seine Mutter sterbend auf einem Strohsack. Sie hat gerade noch so viel Kraft, ihrem armen Sohne den letzten Muttertrost zu geben. Tröste dich, Rudi, du warst die Freude meiner Jugend und der Trost meines Alters! Und nun danke ich Gott! Deine Hände werden jetzt bald meine Augen schliessen. Dann werde ich zu Gott kommen und ich will für dich beten, und es wird dir wohl gehen ewiglich. Denk an mich, Rudi! Alles Leiden und aller Jammer dieses Lebens, wenn sie überstanden sind, machen einem nur wohl. Mich tröstet und mir ist wie heilig alles, was ich überstanden habe, so gut als alle Lust und Freude des Lebens. Ich danke Gott für diese frohe Erquickung¹⁾ der Tage meiner Kindheit! Aber wenn die Frucht des Lebens im Herbst reifet und wenn der Baum sich zum Schlafe des Winters entblättert, dann ist das Leiden des Lebens ihm heilig und die Freuden des Lebens sind ihm nur ein Traum. Denk an mich, Rudi! Es wird dir wohl gehen bei allem deinem Leiden!

Sie hat noch etwas auf dem Herzen. Der Rudeli hat gestern, hinter ihrem Bette versteckt, gebratene Erdäpfel gegessen und ihr und den Geschwistern nichts davon gegeben. O Rudi, wenn dieser Herzensjunge ein Dieb werden sollte! Wo ist er? Bring mir ihn.

¹⁾ In der alten sinnlichen Bedeutung von erquicken = lebendig machen.

Grossmutter, was willst du? du stirbst doch nicht! — ach, stirb doch nicht, Grossmutter!

Ja, Rudeli, ich werde gewiss bald sterben.

Ich will mit dir sterben, Grossmutter, wenn du stirbst.

Nein, Rudeli! Du wirst nicht mit mir sterben, du wirst wills Gott noch lang leben und brav werden, und wenn einst dein Vater alt und schwach sein wird, seine Hilfe und sein Trost sein. Gelt, Rudeli, du willst ihm folgen und brav werden und recht thun. Versprich mir's, du Lieber!

Ja, Grossmutter, ich will gewiss recht thun und ihm folgen.

Aber warum hast du denn doch gestern hinter meinem Bette verstohlen Erdäpfel gegessen?

Der Knabe bekennt, er habe sie dem Maurer Lienhard entwendet. Die Sterbende fordert ihn auf, sofort zum Maurer zu gehen und ihn zu bitten, dass er verzeihe. Rudi, geh' auch mit ihm! und sag des Maurers, dass auch ich sie um Verzeihung bitte, sag ihnen, ich wollte Gott für sie bitten, dass er ihnen ihr Uebrigtes segne. Rudi, du arbeitest ihm gern ein paar Tage dafür, dass er das Seinige wieder erhalte.

Das ist ein Bild jenes Wortes, das Pestalozzi in der Abendstunde des Einsiedlers Göthen zugerufen hatte: Reiner Segen der Menschheit, du bist Kraft und Folge des Glaubens!

Der Vogt klopft hustend ans Fenster. Die Grossmutter seufzt: Ach Gott, in meiner nahen Stunde muss er noch vor mein Fenster kommen. Es ist Gottes Wille, dass ich ihm ganz, dass ich ihm jetzt verzeihe und den letzten Groll überwinde und für seine Seele bete. Ich will es thun.

Die Botschaft des Vogtes wirft einen letzten Lichtblick auf der alten Frau Sterbebett. Je grösser Noth, je näher Gott. Sie segnet ihren Sohn und ihre Enkelkinder, vertheilt das Letzte, was sie hat, ihre zwei Bibeln und ihr Gebetbuch und das Zeugniß von dem Herrn Pfarrer, in dessen Dienst sie einst gestanden und dem sie wie eine Mutter an den mütterlosen Kindern gehandelt hatte. Noch ist das Leben nicht entflohen, und Rudi hat noch Zeit, mit seinem Knaben bei Lienhard abzubitten; bloss Gertrud ist zu Hause, sie gibt dem Rudeli etwas dürres Obst und geht mit zurück in Rudis Hütte. Wie die Grossmutter gesehen, dass dem Kinde verziehen sei, und unter der Bitte an Gertrud, sich der verlassenen Kinder anzunehmen, stirbt sie.

»Leser, lass mich schweigen und weinen, es geht mir ans

Herz, wie die Menschheit im Staube der Erden zur Unsterblichkeit reifet und wie sie im Prunk und Tand der Erden unreif verwelket.«

Schneller geht's bei den übrigen 9 Tagelöhnern. Der erste spaltet eben Holz, wie der Vogt kommt, singt und pfeift beim Scheitstock, seine Frau beklagt sich über ihn, dass es ihm nie schwer werde, wenn schon kein Brot da sei, und jetzt habe er nicht einmal einen ganzen Rock am Montag ins Schloss. »O, so gehe ich mit dem halben.« Ein zweiter hat nichts als Neugierde über seine Mittagelöhner; ein dritter wundert sich, dass der und der und der nicht angestellt werde, da er doch mehr leiste als die gewählten; der vierte ist ein Heuchler, ein Kirchenlaufer, ein Teufel mit Frau und Kindern, der nächste hat ein reines, fröhliches und dankbares Herz; als der Vogt ihn anredete, sprang er auf, wie ein junges Rind am ersten Frühlingstage auf der Weide aufspringt; wieder bei einem ist Hochmuth in Armuth und Elend, bei einem andern Fleiss und Arbeitsamkeit ohne ein dankbares und mitleidiges Herz zu Hause.

Die Verwicklung ist schon ein gutes Stück vorgerückt, wir stehen am Ende des zweiten Aktes.

Der dritte Akt findet den Leser vorerst wieder in des Vogts Wirthshaus. So geht es: wenn ein Jäger im Heuet von einem Kirschbaum einen Vogel herschiesst, so fliegt die Schaar der Vögel erschrocken und schnell vom Baum weg und alle kreischen vor der Gefahr. Aber nach einer Weile setzt sich schon wieder einer, im Anfange nur einer, an den Baum, und sieht er dann den Jäger nicht mehr, so pfeift er den muntern Laut der Fresslust bei der nahen Speise. Auf den Ruf des kühnen Fressers rücken dann die furchtsamen auch wieder an, und alle fressen Kirschen, als ob der Jäger keinen erschossen hätte.

So war es und kam es, dass die Stube jetzt wieder voll war von Nachbarn, die gestern und heute Vormittags sich noch nicht getrauten zu kommen.

Das ist brav, ihr Herren, dass ihr mich nicht verlasset, sagt der Vogt.

Du bist uns noch nicht feil, antworteten die Bauern und tranken mit Lärmen und Brüllen auf seine Gesundheit. Des heiligen Abends wegen geht man in die hintere Stube, damit man den Lärm draussen nicht vernehme. Hier verabredet der Vogt mit einem der neuen Tagelöhner, der ihm auch schuldig ist, einen zweiten Schelmenstreich gegen Lienhard, er solle so etwan in der Nacht Seiler- und Gerüststangen am Kirchenbau abrechen

und im Fluss verschwinden lassen, auch Zeichnungen, Rechnungen und Pläne wegnehmen und heimlich verbrennen, überhaupt dafür sorgen, dass eine rechte Lumpenordnung sei, besonders wenn der Junker kommt. Dafür kriegt Michel zwei Thaler. Mit wüstem Geschrei und Trunkenheit endet hier der heilige Abend.

»Und nun, Gott Lob! ich habe jetzt eine Weile nichts mehr von ihnen zu erzählen. Ich kehre zurück zu Lienhard und Gertrud. — Wie das eine Welt ist! bald steht neben einem Hundstall ein Garten, und auf einer Wiese ist bald stinkender Unrath, bald herrliches, milchreiches Futter! Ja, es ist wunderbar auf der Welt! Selbst die schönen Wiesen geben ohne den Unrath, den wir darauf schütten, kein Futter!«

So leitet unser Verfasser über zur nächsten Szene. Lessing und Göthe hätten denselben Gedanken unter dem ästhetischen Gesichtspunkte des Kontrastes ausgedrückt.

Den Inhalt der folgenden Szene geben die Pestalozzischen Ueberschriften der Kapitel: Der Abend vor einem Festtage im Hause einer rechtschaffenen Mutter. Die Freuden der Gebetsstunde. Die Ernsthaftigkeit der Gebetsstunde. So ein Unterricht wird verstanden und geht ans Herz, aber es gibt ihn eine Mutter. Ein Samstagabendsgebet. Reine Andacht. Emporhebung der Seele zu Gott.

Schon wirkt Gertrudens Segen ausser das Haus. Sie bringen dem Rudi von ihrem Nachessen und da sie vernehmen, er könne aus Mangel an Kleidern morgen nicht zur Kirche, bringt ihm Lienhard das Fehlende noch am gleichen Abend. Dann entschliefen sie in gottseligen Gedanken.

Der Ostergottesdienst versammelt die ganze Gemeinde in der Kirche, in den ersten Stuhl des Chors setzt sich der Vogt. Die Predigt des wackeren Pfarrers bildet ein eigenes Kapitel. Sie handelt von denen, die im Licht und denen, die in der Finsterniss wandeln: sie ruft Wehe über den Elenden, der den Armen drückt und verfolgt, verführt und aussaugt, mög er sein wer er will, mög er sogar Richter im Lande sein, mög er sogar sitzen und richten selber über sie auf Leben und Tod; sie segnet den Frommen, der in der Liebe wandelt; der Herr, euer Gott, ist ihr Vater, glaubet und trauet ihm! Nachdem der Pfarrer so seine Gemeinde christlich gelehret hatte, betete er mit ihnen und die ganze Gemeinde nahm das Nachtmahl des Herrn. Der Vogt Hummel aber diente zu beim Nachtmahl des Herrn.

Dieser Ostergottesdienst ist nun die Veranlassung zu einer

neuen Stufe der Handlung. Wir denken uns mit ihm den dritten Akt geschlossen; der folgende vierte wird uns bis hart vor die Katastrophe führen.

Denn nach dem Gottesdienst, da es im Hause des Vogts über die Predigt laut hergeht, da wird der Vogt unruhig, die Stimme seines Gewissens sagt ihm laut, dass der Pfarrer Recht habe und dass er der Mann sei, der allen Armen im Dorf den Schweiss und das Blut unter den Nägeln hervordrücke. Angst und Sorgen quälen ihn sichtbar. Er geht in seiner Unruhe beklemmt die Stube hinauf und hinunter. Ich bin so erbittert über des Pfarrers Predigt, sagte er, und es ist mir sonst nicht wohl. Ist's auch so kalt, Nachbarn? Es friert mich immer, seitdem ich daheim bin. Nein, sagten die Nachbarn, es ist nicht kalt, aber man sah dir's in der Kirche schon an, dass dir nicht wohl ist, du sahst todtblass aus. — Sahe man mir's an? ja es war mir da schon wunderlich — ich kriege das Fieber — es ist mir so blöd — ich muss saufen — wir wollen in die hintere Stube gehn während der Predigt. Der Ehegaumer aber, der in der Nähe des Vogtes wohnte, zeigte nach seiner Pflicht dem Pfarrer an, dass während und nach dem Gottesdienste im Wirthshaus übel gelärmt worden sei und am Nachmittage predigte der Pfarrer von Judas und sagte, dass alle die, so vom Nachtmahl des Herrn zum Spiel und Saufen weggelaufen, nicht um ein Haar besser wären als Judas, und dass ihr Ende sein würde, wie das Ende des Veräthers. Zitternd lief die Vögtin im Anfang des Singens zur Kirche hinaus und kam heulend in die Wirthsstube, die Gäste wurden heimgeschickt, der Vogt aber erschrak über das, so die Frau erzählte, so sehr, dass er war wie ein Stummer und kein Wort antwortete. Aber schwere tiefe Seufzer tönnten jetzt aus dem stolzen Munde, den man Jahre lang nie so seufzen gehört hatte, er liess sich ein Jastpulver vom Scherer holen, nahm sich vor, morgen zur Ader zu lassen und erzählte der Frau, wie schrecklich ihm heut morgen in der Kirche und beim Nachtmahl gewesen, und wie ein Abscheulicheres nach dem andern ihm ins Herz gestiegen sei, wie er vor Lienhard und vor Gertrud und vor denen, die er zum Bösen verführt, gezittert habe, und wie Zorn und Wuth und Rache gegen Arner in seinem Herzen tobten und ihm in Sinn kam, er wolle ihm den grossen Markstein auf dem Berg über den Felsen hinunter stürzen, »es weiss den Markstein niemand als ich«. Vergebens redet die Frau ihm ins Gewissen, er solle umkehren, es sei höchste Zeit. Er antwortete auf alles kein Wort.

Endlich stand er auf, ging in den Garten, aus dem Garten in seine Brunnenmatt, die einst dem Rudi gehörte, aus dieser in den Pferdestall. Und da dachte er wieder an den Markstein, ob er es wagen dürfe oder nicht, ob ein Gott sei oder nicht, der alte Schreiber und der Vikari glaubten von allem nichts, fürchteten sich vor nichts und thaten, was sie wollten. Wenn er's in sein Herz hineinbringen könnte, dass es wahr wäre, er würde bei der ersten Jagd hinter den Gebüsch Arnern auflauern und ihn todtschiessen und dem Pfaffen sein Haus abbrennen, — aber es ist vergebens — ich kann's nicht glauben, ich darf's nicht hoffen, es ist nicht wahr, Narren sind's, die es glauben. O! O! es ist ein Gott! Es ist ein Gott! Markstein, Markstein, ich versetze dich nicht!

Entsetzen durchfuhr sein Innerstes. Er wollte sich selbst entfliehen, ging auf die Strasse, stund zum ersten besten Nachbar, fragte ihn vom Wetter und vom Kind; dann kam er mit ein paar Durstigen wieder in sein Wirthshaus, gab ihnen zu trinken, nahm noch ein Jastpulver vom Scherer und brachte so endlich den Tag des Herrn zu Ende.

Wieder führt der Dichter den Leser in Gertruds gesegneten Kreis. »Ich nähere mich wieder einer Hütte, in welcher Menschlichkeit wohnt.« Und wieder quillt der Segen, der hier wohnt, auch ausser das Haus, da die Kinder mit Gertruds Erlaub ihr Abendbrot armen Kindern bringen. Gertrud und Lienhard aber war es herzinniglich wohl am Abend des heutigen Festes.

Die nächste Szenengruppe fällt schon etwas auseinander; die Tagelöhner, die sich am Montag früh auf's Schloss begeben, um zu danken, werden zwar freundlich begrüsst, aber sofort zurück an die Arbeit geschickt. Dem Vogt, der nach ihnen ins Schloss kommt, erklärt Arner, er stelle ihm 14 Tage Bedenkzeit; bis dahin habe er sich zu entschliessen, ob er die Vogtei-Stelle oder das Wirthsrecht aufgeben wolle; beides solle künftig getrennt sein. Dieser Schlag verwirrt den Hummel wieder, er vertreibt seine Schwäche und Blödigkeit auf dem Heimweg mit einem Schoppen Brantwein, den er aus der mitgenommenen Flasche auf einmal heruntertrinkt. Dadurch kommt ihm sein Muth zurück, und er wird so wüthend, dass er in seinem Angesicht jetzt mit dem Hund, dem Türk, der ihn begleitet, etwas Gleiches hat. Die böse Stunde wird noch schlimmer dadurch, dass jener Maurergeselle, den er zum Schaden Lienhards bestochen, und ein anderer, der ihm zur Wiese Ulis durch einen falschen Eid verholffen hatte,

von Gewissensbissen getrieben, das Schandgeld vor die Füße werfen; der Maurer hatte es von Lienhard, der Meineidige vom Pfarrer erhalten.

Wir stehen vor der Katastrophe, vor dem fünften und letzten Akt. Der Vogt nimmt die Schnapsflasche, Pickel, Schaufel und Karst und eilt im tiefen Dunkel der Nacht auf den Berg, seinem Herrn den Markstein zu versetzen. Rausch und Rache und Wuth machen ihn kühn; doch wo er ein Scheinholz erblickte oder wo er einen Hasen rauschen hörte, zitterte er, stand still, und eilte dann wüthend weiter, bis er endlich zum Markstein kam. Er greift jetzt schnell zur Arbeit, hackte und schaufelte umher. Aber plötzlich erschreckt ihn ein Geräusch, ein schwarzer Mann kommt auf ihn zu, um den Mann ist's hell in der finstern Nacht und Feuer brennt auf des Mannes Kopfe. Das ist der Teufel leibhaftig, sagt der Vogt, flieht, heult entsetzlich und lässt Karst und Pickel und Schaufel, Hut und die leere Brenntsflasche dahinten.

Es war Christof, der Hühnerträger von Arnheim, er hatte Eier aufgekauft und trug auf seinem Korb das Fell von einer schwarzen Ziege und hatte eine Laterne dran hängen, um den Weg im Finstern zu finden. Er erkannte die Stimme des fliehenden Vogts und läuft ihm, ihn zu erschrecken, nach, Karst und Haue und Botenstock hinter sich herschleppend, und ruft mit hohler, heulender Stimme ihm nach. Das Dorf kommt in Bewegung, man drängt ins Wirthshaus, der Pfarrer erfährt's und benützt den Anlass, in's Gewissen zu reden. Es gelingt ihm, der Vogt bekennt seine Verbrechen.

Hier ist nun auch die Stelle, wo eine Anmerkung Pestalozzis zeigt, wie er, unbefriedigt vom didaktischen Gehalt der bisherigen Erzählung, auf die lehrhafte Bahn einzuwenden sich anschickt. Die Anmerkung meldet, dass der Verfasser bald auch die Geschichte von Hummels Gefangenschaft und Kirchenbusse liefern wolle.¹⁾ Die Erzählung war ursprünglich als einheitliches Ganzes gedacht und in diesem Sinne bis nahe an die Katastrophe durchgeführt, wie ja auch der Titel dieses sogen. ersten Bandes nichts von gezählten Bänden enthielt. Aber mit der Strafe des Vogts konnte Pestalozzi nicht schliessen, Lienhard und Gertrud waren ja die positiven Helden seines Buches, ihren Geist allmählich siegen zu

¹⁾ Auch die, natürlich erst nach der Ausarbeitung des Textes geschriebene Vorrede vom Jahr 1781 nimmt Rücksicht auf die Fortsetzung. »Ich suchte sowohl das gegenwärtige Historische *als das folgende belehrende* auf die möglichst sorgfältige Nachahmung der Natur zu gründen.

lassen, das letzte schöne Ziel seines Werkes. Daher kommt es, dass für den poetisch-dramatischen Aufbau der Dichtung der Schluss wenig Befriedigung bietet. Die träumende Dichtkraft, die das Werk hervorgebracht hatte, ist erschöpft. Der Dichter ist wach geworden, und der glänzende geniale Kern des Gestirns zieht bloß noch einen immer matter werdenden Schweif lehrhafter Erzählung nach sich. Was von diesem in den ersten Band aufgenommen worden ist, sind folgende Momente: der Pfarrer meldet Arnern, was der Vogt bekannt hat, dieser bietet die Dorfgemeinde zusammen, fällt das Urtheil, das von der verdienten Todesstrafe dahin gemildert wird, dass der Verbrecher in Ketten den Markstein wieder setzen, der Pfarrer öffentlich die Geschichte seines, des Vogtes, Lebenswandels erzählen und der Verbrecher unter den Galgen geführt und ihm daselbst die drei ersten Finger mit unauslöschlicher schwarzer Farbe angestrichen werden sollen. Rudi erhält die Matte zurück und dazu die schönste Kuh aus Arnerns Stall. Mit einem baaren Trinkgeld an den Hühnerträger schliesst das Buch.

Es dürfte von Interesse sein, den Rezensionen, welche das besprochene Buch erhalten hat, nachzugehen und überhaupt zu erfahren, welche literarische Wirkung es gehabt hat. Mir selber fehlen dazu die Mittel. Ich vermüthe aber, dass die literarischen Kreise Deutschlands im engern Sinne wenig Notiz von Lienhard und Gertrud genommen haben; die rationalistische Aufklärung fand an solchen religiös gefärbten Arbeiten wenig Geschmack; der Geist des Sturmes und Dranges galt im Allgemeinen als ausgelebt, und die eben jetzt beginnende antik-klassische Richtung entfernte sich immer mehr vom Geiste volksthümlich deutscher Schriftstellerei. So mag es denn wirklich, wie Pestalozzi selber mittheilt, die spezifisch-volksthümliche Kalenderliteratur gewesen sein, die der Bonnaler Dorfgeschichte theilnehmend entgegengekommen ist, und ausserdem wohl die damals immer mehr Boden gewinnende tendenziös christlich erbauliche Literatur; ganz freilich stimmte Lienhard und Gertrud auch mit der letztern Richtung keineswegs, es eifert ebenso stark gegen den Pietismus als gegen den Unglauben, und daher ist begreiflich, dass z. B. weder Pfenningers von Lavater inspirirtes christliches Magazin, noch des Wandsbecker Boten sämtliche Werke des schweizerischen Volksbuches gedenken.

Dass übrigens auch die neuere Literatur bis jetzt weder mit sonderlicher Vorliebe noch mit sonderlichem Glück an die

Prüfung von Lienhard und Gertrud gegangen ist, habe ich im Eingang erwähnt. Ich füge zur Illustration dieser letzten Anmerkung ein Urtheil des sonst so verdienstlichen Mörikofer über den von mir besprochenen ersten Band bei, das sich in seiner schweizerischen Literaturgeschichte findet; Mörikofer spricht von der Wünschbarkeit einer noch zu erstellenden guten Gesamtausgabe von Lienhard und Gertrud: »denn«, fügt er bei, »Lienhard und Gertrud ist in seinem ersten Theile ein sehr unbefriedigendes Volksbuch, indem es nur die wüste Wirthschaft Hummels und die Verwahrlosung von Bonnal mit den wenigen Sonnenblicken aus der Haushaltung von Gertrud gibt, und dagegen die tiefere Einwirkung dieser auf die Gemeinde und deren allmälige Umwandlung zum Bessern bei Seite lässt.«

Persönliche und Familienerinnerungen an Pestalozzi.

VI. [Von Hrn. Pfr. *E. Zschokke* in Aarau.*)] Sie wünschen, dass ich Ihnen jene Strumpf-Anekdote aus dem Leben Pestalozzis, welche ich Ihnen bei unserer letzten Begegnung in Zürich erzählte, nun auch für die Leser der »Pestalozzi-Blätter« wiederholen möchte. Ich will es thun, muss aber, damit man die Geschichte nicht für eine Münchhausiade halte, zuvor meinen Gewährsmann oder vielmehr meine Gewährsmännin nennen. Dieselbe war Niemand anders als meine Grossmutter, Frau Pfarrerin Anna Catharina Nüsperli geb. Imhof in Kirchberg bei Aarau, welche dem Vorgange selbst beiwohnte und mir darüber mehr als einmal ausführlich Bericht gab. An der Wahrheit ist also nicht im Mindesten zu zweifeln.

Die Genannte starb 1849 im hohen Greisenalter von 84 Jahren und lange schon erblindet. Ihre jüngeren Jahre, worin sich die geistvolle und lebhafte Frau oft und gerne in glänzender Gesellschaft bewegte, fielen also in die letzten Dezennien des vorigen Jahrhunderts. Damals bestand in den aargauischen Munizipalstädtchen Aarau, Lenzburg, Zofingen unter den besser situirten Familien noch eine Art von Aristokratie, wozu das junckerliche Treiben in der Hauptstadt Bern Vorbild gab. Man besuchte sich gegenseitig häufiger, als heut zu Tage der Fall ist, von Ort zu Ort, und es fehlte nicht an Societäten und Soireen, woran auch manchmal die benachbarten Bernischen Landvögte und Pfarrersleute Theil nahmen. Die Damen erschienen bei solchen

*) Briefliche Mittheilung an den Redaktor dieser Blätter.